

Singen ist Hochleistungssport

KURIER-Interview: Brigitte Fassbaender über Carlos Kleiber, ihren Vater Willi Domgraf-Fassbaender und die Rolle des Oktavian

BAYREUTH

Sie hat den Opernbetrieb aus verschiedenen Perspektiven kennen gelernt: als Sängerin, Regisseurin und Intendantin. Beim Bayreuther Gesangswettbewerb Cantilena saß die Intendantin des Tiroler Landestheaters in der Jury. Kulturredakteur Roman Kocholl unterhielt sich mit Brigitte Fassbaender über die legendäre „Tristan“-Aufnahme unter Carlos Kleiber und die Travestie von Hosenrollen.

KURIER: Frau Fassbaender, Sie haben in der legendären Einspielung von „Tristan und Isolde“ unter der Leitung von Carlos Kleiber die Brangäne gesungen. Wie haben Sie Kleiber in Erinnerung?

Fassbaender: Er war einer der mich prägenden Dirigenten. Er strahlte Beessenheit und Leidenschaft für die Musik aus, besaß aber auch eine Selbstkritik, die vorbildlich war. Jede Vorstellung mit ihm war wie eine Premiere. Es gab keinerlei Routine. Das kam mir sehr entgegen.

KURIER: Wie war die Arbeit an dieser Dresdener „Tristan“-Aufnahme?

Fassbaender: Jede Arbeit mit Carlos Kleiber war schwierig und beglückend zugleich, weil er ungeheure Anforderungen stellte. Er hat alles aus uns herausgeholt, soweit wir es ihm bieten konnten und es war immer eine sehr akribische, die Dinge hinterfragende, den Dingen auf den Grund gehende Arbeit. Da gab es keine Schonung. Und das ist ja auch richtig. Er war immer tausend Prozent da.

KURIER: Wenn er denn da war ...

Fassbaender: Ja, er war zu selten „da“. Er hat sich bewusst auf das Repertoire beschränkt, von dem er glaubte, dass er es erfüllen konnte. Dabei war er ein Alleskönner.

KURIER: Angeblich wollte Kleiber die Dresdener „Tristan“-Aufnahme zunächst nicht freigeben. Wissen Sie, warum?

Fassbaender: Darüber weiß ich nichts. Es gibt auf der Aufnahme sehr viele dynamische Schwankungen. Manchmal ist sie sehr laut und manchmal ist sie so leise, dass man kaum etwas hört. Vielleicht war das der Grund? Er hat ja auch die Live-



Brigitte Fassbaender im Bayreuther Hofgarten: „Die junge Generation hat absolut das Recht, die Dinge zu überrennen, sich neu und eigenständig damit auseinanderzusetzen – auch ein Zertrümmern zu wagen.“

Foto: Lammel

Aufnahme vom Münchner „Rosenkavalier“ nie freigegeben, weil irgendwo im Orchester eine Schwankung war. Seine Skrupel, seine Selbstkritik, haben seinerzeit sicher viel Aufregendes zur Veröffentlichung verhindert, aber inzwischen ist das wohl alles auf dem Markt.

KURIER: Gesangsunterricht hatten Sie bei Ihrem Vater Willi Domgraf-Fassbaender. Inwiefern hat er sie geprägt?

Fassbaender: Mein Vater war ein wunderbarer Gesangspädagoge, der als Sänger am eigenen Leibe alles erfahren hatte und genau wusste, wovon er sprach und der herrlich demonstrieren konnte. Er hat sich bis ins hohe Alter seine Stimme frisch und flexibel erhalten. Ich habe den Unterricht bei meinem Vater im Laufe meines Sängerlebens unendlich zu schätzen gewusst und zehre noch heute von seinen Ratschlägen, wenn ich selbst unterrichte.

KURIER: Wie lautete so ein Ratschlag?

Fassbaender: Er meinte, Singen bestehe nicht nur aus der Stimme, sondern sei eine leib-geistige Angelegenheit. Der Körper ist genau so beteiligt,

wie die Seele und der Intellekt. Singen ist körperliche Schwerarbeit: Man muss zum Singen seinen Körper absolut beherrschen. Es ist Hochleistungssport.

Ein anderer wichtiger Ratsschlag – der allerdings nichts mit dem Singen zu tun hatte – war: Sitz nicht so viel in der Kantine herum, da sitzen nur die Resignierten und Frustrierten, die schimpfen wollen. Auch diesen Rat habe ich beherzigt.

KURIER: Eine ihrer Schülerinnen ist Michelle Breedt, die heuer die Fricka im „Ring des Nibelungen“ bei den Bayreuther Festspielen singt ...

Fassbaender: Ja, sie lässt sich stimmlich von mir beraten. Sie macht eine sehr schöne, vernünftige und gute Entwicklung.

KURIER: Frau Fassbaender, Sie wurden nicht zuletzt als Oktavian im „Rosenkavalier“ weltberühmt.

Fassbaender: Das war eine unendlich wichtige Partie in meinem Leben, weil sie mich an alle großen Opernhäuser der Welt geführt hat. Ich kann nicht sagen, dass es meine Lieblingspartie war, aber ich habe den Oktavian doch sehr geliebt, weil er auch schauspielerisch eine spannende He-

rausforderung ist. Eine Frau, die sich glaubwürdig in einen Mann verwandeln muss, der sich dann zurückverwandelt in eine Frau – also diese doppelte Travestie glaubwürdig darzustellen, das war schauspielerisch eine sehr reizvolle Aufgabe.

KURIER: Fiel es Ihnen leicht, wie ein Mann aufzutreten?

Fassbaender: Man muss sich in jeder Rolle komplett verwandeln. Man muss einen anderen Charakter, eine andere Identität annehmen, eine andere Person kreieren. Ein Grund dafür, dass ich allmählich den Lied- und Konzertgesang zu meiner Domäne gemacht habe, war, dass ich mich da nicht „verwandeln“ musste, sondern ganz bei mir selber sein konnte. Ich war mein eigener Regisseur, mein eigener Dramaturg und konnte mich nicht verstecken hinter Masken und Kostümen.

KURIER: Tut sich eine Frau, die androgyne Züge in sich trägt, leichter, eine Rolle wie die des Oktavian zu spielen?

Fassbaender: Nein, das ist eine rein schauspielerische Begabung, die man da einbringt. Was natürlich nötig ist für den Oktavian: dass man möglichst

eine gute Hosenrollen-Figur hat. Das hat mich in meinem Leben immer sehr viele Diäten gekostet. Ich musste immer abnehmen um wieder in meine Hose zu passen. Aber jeder Mezzo mit 'ner einigermaßen guten Figur singt und spielt Hosenrollen, ob androgyne oder nicht, das spielt keine Rolle. Man muss sie glaubwürdig „verkörpern“.

KURIER: Sie haben die Oper aus der Perspektive der Sängerin, der Regisseurin und nun der Intendantin kennen gelernt. Wo haben Sie sich am wohlsten gefühlt?

Fassbaender: Schwer zu sagen. In der Blütezeit einer Sängerkarriere ist das Singen natürlich unendlich beglückend und erfüllend. Aber Regie führen ist für mich jetzt genau so erfüllend. Ich glaube, in meinem Leben hat sich logisch das eine aus dem anderen ergeben.

KURIER: Alles kam zur rechten Zeit.

Fassbaender: Alles kam zur rechten Zeit. Den Abschied vom Singen habe ich bewusst so früh gesetzt, weil ich den Beruf so sehr geliebt habe: Ich wollte kein Nachlassen der Kräfte oder einen Abstieg erleben.

KURIER: Pierre Boulez sagte einmal sinngemäß, es seien die Regisseure, die die Oper bis in unsere Zeit hinterberettet haben. Sehen Sie das auch so?

Fassbaender: Ja, ich bin absolut Vertreterin des Regietheaters. Aber ich habe es schon ganz gerne, wenn man die Stücke wiedererkennt. Es ist vollkommen legitim, neue Schwerpunkte zu setzen, neue Lesarten zu finden und neue Blickwinkel zu eröffnen, weil wir ja doch immer von dem selben Fundus leben müssen. Die Oper ist kein Museum, sondern ein lebendiges Gesamtkunstwerk, was neu hinterfragt werden muss. Natürlich muss die Oper auch in gewisser Weise von einem Zeitgeist bestimmt sein. Sonst ist sie tatsächlich Museum. Ich persönlich habe allerdings großen Respekt vor der Leistung und der Intuition der Komponisten. Aber die junge Generation hat absolut das Recht, die Dinge zu überrennen, sich neu und eigenständig damit auseinanderzusetzen – auch ein „Zertrümmern“ zu wagen. Wenn man sich die Hörner abgestoßen hat, findet man unter Umständen von selber auf den richtigen, stimmigen Weg.